

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 10

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073272>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

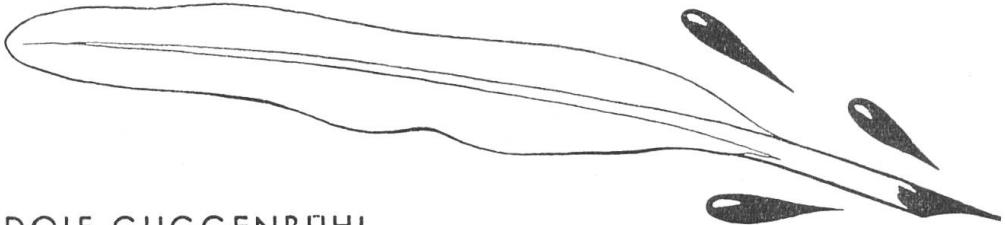
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

PANDBEMERKUNGEN



von ADOLF GUGGENBÜHL

Ein Markstein

WENN man mehr als 60 Jahre auf diesem eigenartigen Planeten gelebt hat, ist man Zeuge mancher Veränderung geworden. Manches ist schlechter, manches ist besser geworden. Schlechter sind die Tischmanieren der Kinder, besser aber die Umgangsformen der Erwachsenen geworden. Besser wurde der Kaffee, der in den Wirtschaften verabreicht wird, schlechter die Verkehrssicherheit.

Etwas vom Erfreulichsten im kulturellen Leben unseres Landes ist die Entwicklung, die das schweizerische Cabaret in den letzten 20 Jahren genommen hat.

Während die hoch subventionierten Schauspielbühnen unserer Städte zwar oft beachtliche künstlerische Leistungen aufweisen, aber immer noch am Rande unseres nationalen Lebens stehen und nach wie vor nicht schweizerisches Theater, sondern deutsches Theater in der Schweiz verkörpern, hat sich, fast ohne Hilfe der öffentlichen Hand, ein typisch schweizerisches Cabaret entwickelt. Zwar konnte man schon lange vor dem letzten, ja vor dem ersten Weltkrieg, bei uns cabarettistische Vorführungen sehen, aber was da geboten wurde, hatte mit unserem Lande gar nichts zu tun. Die Mitwirkenden waren fast ausschließlich Ausländer, vor allem Deutsche und Österreicher. Auch wenn ein Conferencier schon einige Jahre hier weilte, beschränkte sich sein schweizerdeutscher Wortschatz auf die stereotyp eingebauten Worte «Grüzi», «Schwyzer» und «Fräckli». Die Conferencen und die Chansons waren in der Regel von einer pein-

lichen Zweideutigkeit, respektive Eindeutigkeit.

Maus, Maus, zuckersüße Maus,
Komm mit mir nach Haus,
Dort ziehen wir uns aus.

Im Ausland gab es schon damals gute Cabarets, vor allem in Paris. Manchen Abend hörte ich als junger Mann den Pariser Chansonniers zu, begeistert über diese lebendige Kunstform, durch die der französische Esprit einen so charmanten Ausdruck fand, gleichzeitig etwas melancholisch in Gedanken an das große Manko, das bei uns herrschte.

Und dann, im Zusammenhang mit der geistigen Landesverteidigung entstand das Cabaret Cornichon, dem nachher viele andere folgten.

Weil das Cabaret von der Gegenwart lebt, wirkt es dort besonders beglückend, wo es sich nicht nur mit nationalen, sondern mit lokalen Fragen befaßt. Die Pariser Chansonniers haben wesentlich zur Erhöhung des Lebensgefühles der Einwohner dieser einzigartigen Stadt beigetragen. Nichts erklärt einen Lebensraum so sehr, wie sein Einbezug in die Dichtung.

Der Schauplatz der Dichtungen Homers war nicht irgendwo in der damaligen Welt, sondern es waren jedem Griechen vertraute Inseln, Berge, Städte. Auch die alten Sagen, die man sich früher in der Schweiz am Herdfeuer der Sennen und beim Spinnen und Nüsse aufknacken erzählte, waren lokal gebunden.

Das ist das Großartige an der Basler Fasnacht, daß das meiste, was an Schnitzelbankversen, Laternen usw. geboten wird, nicht einfach an sich schön oder lustig oder satirisch ist, sondern sich mit lokalen Ereignissen auseinandersetzt.

Die Aufführung, die das Cabaret Federal

gegenwärtig in Zürich unter dem Titel «Eusi chliini Stadt» bietet, ist deshalb ein Ereignis von großer Bedeutung. Inhalt der lose zusammengesetzten Nummern ist die kleine Großstadt, oder große Kleinstadt Zürich, die bald angriffig, bald zärtlich, bald witzig, bald lyrisch apostrophiert wird. Es ist vielleicht charakteristisch, daß der Textdichter, wie auch die meisten Darsteller, keine Zürcher sind. Abgesehen davon, daß ein Zürcher wahrscheinlich besser Zürichdeutsch könnte und «Ösi chly Stadt» und nicht «Eusi chliini Stadt» schreiben würde, sind Zugezogene viel besser im Stande, das Typische zu sehen als solche, deren Familien schon hundert und mehr Jahre an einem Ort wohnen.

Der Begründer des berühmten Montmartre-Cabarets Chat noir war schließlich auch kein Pariser, nicht einmal ein Franzose, sondern ein Schweizer – Rodolphe Salis.

Wenn also, was zu hoffen ist, auch Bern einmal zum Gegenstand eines Cabaret-Abends wird, dann sollte das kein gebürtiger Berner unternehmen. Basel wäre auch in dieser Beziehung ein Spezialfall, denn die Basler haben die merkwürdige Eigenschaft der Spaltung. Sie können sich von außen betrachten. Diese Fähigkeit zur Selbstkritik ist ihre Stärke und ihre Schwäche. Die Zürcher besitzen diese Gabe weniger, die Berner überhaupt nicht.

Na, wie wär's

DR. RIEPER saß an einem Tisch und schlürfte wohlgefällig seinen Mokka. Plötzlich blinzelte er der schönen Serviettochter Miss Bellony zu und lächelte ermunternd. Dann platzte er mit der Frage heraus: «Haben Sie Mittel- oder höhere Schulbildung?»

«Wollen Sie danach den Trick taxieren, den Sie anwenden müssen, um mich zu verführen?», erwiderte die Serviettochter schlagfertig.

«Nein», lachte der Intendant, «ich möchte das gerne wissen, weil ich Sie vielleicht zur Ausbildung als Fernseh-Ansagerin engagieren will. Na, wie wär's?»

Das sind ein paar Zeilen aus einem kleinen Bericht in einer schweizerischen Tageszeitung über einen Aufstieg eines Mädchens im amerikanischen Fernsehen. Das Material stammt

von irgend einem der vielen reichsdeutschen Korrespondenzbüros, aus denen unsere Presse einen Teil ihres Stoffes bezieht. Diese Beiträge wirken deshalb oft etwas peinlich, weil sie auf deutsche Leser abgestimmt sind.

In der Schweiz unterscheidet man nicht Mittel- und höhere Schulbildung. Die Mittelschulen vermitteln höhere Schulbildung.

Auch gibt es bei uns weder beim Radio, noch beim Fernsehen, noch beim Theater Intendanten. Sie heißen bei uns Programmleiter oder Direktoren usw.

Na, wie wär's, wenn man diese aus Deutschland bezogenen Texte, bevor man sie in schweizerischen Zeitungen verwendet, etwas überarbeitete? Noch besser wäre es, sie überhaupt nicht zu verwenden.

Mieux vaut tard que jamais

DIE Bundesbahnen haben begonnen, die Erstklasswagen mit einem deutlich sichtbaren gelben Strich zu markieren. Diese Neuerung hat mich sehr gefreut. Ich erinnere mich nämlich, daß ich im ersten Jahr des Schweizer Spiegels – das sind jetzt 34 Jahre her – den Bundesbahnen vorschlug, die damaligen Zweitklasswagen auf diese Art zu bezeichnen, damit man beim Einfahren eines Zuges schon von weitem sehen könne, wo sich die Zweitklass- und wo die Drittklasswagen befänden. Man hat mir dann in einer liebenswürdigen Zuschrift bewiesen, daß dieser Vorschlag erstens keinem Bedürfnis entspreche und zweitens, daß er sich aus technischen Gründen nicht verwirklichen lasse.

Eine zweite Anregung, man möchte doch überall in der Nähe der Billettschalter die Ankunfts- und Abfahrtszeiten der Züge angeben, wurde im gleichen Brief ebenfalls abgelehnt. Auch dieses Postulat ist ja inzwischen, wie man weiß, fast überall verwirklicht.

Ein dritter Wunsch ist aber bis jetzt nicht erfüllt worden. Ich bringe ihn deshalb hier nochmals an, nicht weil ich hoffe, seine Verwirklichung zu erleben, aber um späteren Generationen einen Dienst zu erweisen.

Immer wieder muß man feststellen, daß in sehr vielen Wagen der Bundesbahnen wohl ein Lavabo vorhanden ist, um die Hände zu waschen, daß aber der Wasserzufluß nicht funktioniert oder erschöpft ist, und daß es mit der

Seifenersatzflüssigkeit nicht viel besser steht. Eine noch peinlichere Situation entsteht, wenn man sich zwar die Hände mit dem klebrigen Seifenersatz-Präparat einreiben kann, dann aber nachher feststellen muß, daß es am Wasser fehlt.

Sicher handelt es sich hier nicht um einen Übelstand, der zum Himmel schreit, aber doch um eine kleine Verletzung der Menschenwürde.

Haltet den Dieb

Es ist ein tiefes Bedürfnis der menschlichen Natur, für jede unerfreuliche Erscheinung einen Sündenbock zu suchen. Eine Menschengruppe, der diese Rolle seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden mit besonderer Vorliebe übertragen wird, sind die sogenannten Spekulanten.

Wenn die Börsenkurse steigen, herrscht allgemein Freude. Vom Pfarrer, der durch den Tod des Schwiegervaters in den Besitz von ein paar Ciba-Aktien gekommen ist, bis zum Großkapitalisten, der ein bedeutendes Wertschriften-Portefeuille sein eigen nennt, rechnet jeder Mann mit Vergnügen aus, um wie viele hundert oder tausend Franken er im letzten Monat reicher geworden ist, und er gratuliert sich, daß er seine Wertpapiere nicht zur Unzeit verkauft hat und so an der allgemeinen Vermehrung des Wohlstandes teilnehmen kann.

Wenn aber die Börse zusammenbricht, wenn die Hause durch eine Baisse abgelöst wird, dann ertönt allgemeines Wehklagen und, falls die Baisse einschneidend ist, werden sofort Stimmen laut, die Untersuchungen gegen die angeblich am Zusammenbruch schuldigen Spekulanten fordern. Das geschah in Amerika nach dem schwarzen Freitag im Herbst 1929 und letztes Jahr wiederum nach der Rezession.

In Wirklichkeit werden die Preise an der Börse, wie überall in der freien Wirtschaft, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ganz einfach durch Angebot und Nachfrage bestimmt. Treten viele Käufer auf, weil man die Wirtschaftsaussichten für gut hält, so steigen die Kurse, überwiegen aber die Verkäufer, so fallen sie.

Jeder, der ein Wertpapier kauft, ist insofern ein Spekulant, als er hofft, der Kurs werde steigen, oder zum mindesten nicht fallen. Die

sogenannten berufsmäßigen Spekulanten, die vom kurzfristigen Kaufen und Verkaufen leben, spielen zahlenmäßig eine so kleine Rolle, daß sie niemals den Börsentrend entscheidend beeinflussen können. Soweit sie überhaupt eine Wirkung haben, ist diese übrigens sehr häufig ausgleichender Natur, indem sie oft ihren Profit dadurch machen, daß sie gegen den Strom schwimmen, das heißt kaufen, wenn die große Masse verkauft, und verkaufen, wenn die große Masse kauft.

Ähnlich verhält es sich mit der sogenannten Boden-Spekulation, aber mit dem Unterschied, daß dort immer nach Maßnahmen gerufen wird, wenn die Preise in die Höhe gehen. Das ist bekanntlich jetzt der Fall. Daß es sich dabei um eine unerfreuliche Erscheinung handelt, darüber sind wir alle einig, aber es ist falsch, dafür die Spekulation verantwortlich zu machen. Wenn die Bodenpreise in der Schweiz, vor allem in den Wirtschafts-Zentren, in den letzten Jahren gestiegen sind, ja sich vielleicht in einzelnen Fällen verfünf- oder verzehnfacht haben, so ist dies nicht das Werk von Spekulanten, sondern kommt ganz einfach vom Bodenhunger, von einer steigenden Bevölkerung und einer relativen Landknappheit. Nicht die Spekulanten treiben die Bodenpreise in die Höhe, sie beschleunigen höchstens einen Prozeß, der ohnehin eintreten würde.

Auch im Grundstückshandel ist es übrigens ganz unmöglich, den Spekulanten vom Nicht-Spekulanten zu unterscheiden. So wie man als Luxus die über den täglichen Bedarf hinausgehenden Ausgaben bezeichnet, die der Nachbar macht, so betrachtet man als Spekulationsgewinn jeden Gewinn, der dem andern zufließt. Wenn ein Bauer ein Heimwesen in der Nähe von Bern, das er für 80 000 Franken übernommen hat, für 800 000 Franken verkauft, um den Gewinn einzustreichen und anderswo wieder einen Bauernhof zu kaufen, ist das ein Spekulant?

Wenn einer jetzt schon eine Bauparzelle kauft, trotzdem er erst in zehn Jahren bauen will, ist das ein Spekulant? Oder ist er dann ein Spekulant, weil er infolge Domizilwechsels sein Grundstück schon nach zwei Jahren wieder veräußert? Sicher nicht, und doch ist der rechtlich in Erscheinung tretende wirtschaftliche Vorgang genau der gleiche, wie wenn ein professioneller Güterhändler eine Landspekulation vornimmt.

Und wenn ein Bauunternehmer Land kauft,

Mietshäuser darauf baut und diese verkauft, ist das ein Spekulant? Hilft er nicht mit, den Wohnungsmangel zu beseitigen, und ist deshalb nicht seine Tätigkeit volkswirtschaftlich erwünscht?

Und verhält es sich nicht gleich mit den Architekten, die Land kaufen, um dadurch leichter einen Bauherrn finden zu können?

Natürlich werden bei steigenden Preisen Gewinne gemacht. Kühne Abenteurer und ängstliche Rentiers, Finanzmänner und Professorenwitwen, wenn sie zufällig Land besitzen und das Land steigt, so verdienen sie, genau so wie sie verlieren, wenn die Preise fallen. – Auch letzteres liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit. Es ist schon oft passiert und wird immer wieder passieren. –

Zur freien Wirtschaft gehören Gewinne und Verluste. Wer das Risiko auf sich nimmt, Verluste zu tragen, dem muß man auch die Möglichkeit geben, Gewinne zu machen. Zwischen gerechtfertigten und ungerechtfertigten Gewinnen aber zu unterscheiden, ist ein Unterfangen, das juristisch unmöglich ist.

Sicher kann man durch eine Grundstücksgewinnsteuer einen Teil der Gewinne abschöpfen. Es ist aber umstritten, ob nicht gerade diese Steuern, wenigstens bei guter Konjunktur, nicht oft das Ergebnis haben, den Quadratmeterpreis noch mehr zu verteuern.

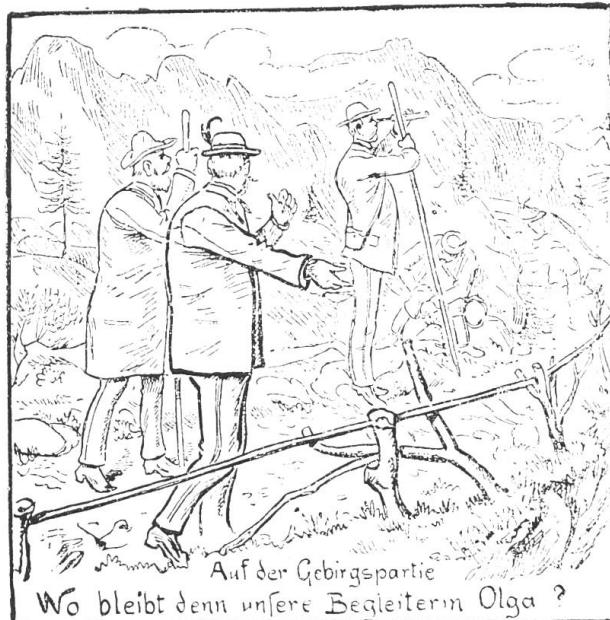
Gefährlich und bekämpfenswert wird die Spekulation nur dann, wenn sich rücksichtslose Raffer durch rücksichtslose Machenschaften in den Besitz eines Monopols bringen können. So gab es im Mittelalter Leute, die versuchten, in Fehl Jahren in gewissen Gebieten alle Getreidevorräte aufzukaufen. Sie verstärkten dadurch künstlich die Knappheit an einem lebensnotwendigen Bedarfsartikel und heimsten auf Kosten ihrer Mitbürger Gewinne ein, die man bestimmt als ungerechtfertigt bezeichnen kann.

Solche Manöver sind aber heute bei uns weder an der Börse, noch im Grundstückshandel in nennenswertem Umfang möglich.

Die Maßnahmen, die in letzter Zeit zur Bekämpfung der Bodenspekulation vorgeschlagen werden, sind deshalb meistens nicht nur unwirksam, sondern vielleicht oft sogar schädlich.

Es gibt aber Mittel, um die hohen Bodenpreise zu bekämpfen, nur erfordert ihre Anwendung sehr viel geistige Anstrengung und viel Geld. Eines davon ist eine bessere Verkehrsplanung, die es den Bürgern ermöglicht,

VEXIERBILD AUS DER JAHRHUNDERTWENDE



Vexierbilder gesucht

Wir suchen Vexierbilder aus dem letzten oder dem Anfang dieses Jahrhunderts.

Redaktion des Schweizer Spiegel
Hirschengraben 20, Zürich 1

auch wenn sie in einer Stadt arbeiten, in Gegend en Wohnsitz zu nehmen, wo das Land billiger ist.

Man kann nicht den Fünfer und das Weggli haben, man kann nicht die Kinder sandeln lassen, ohne daß sie sich beschmutzen, man kann nicht die Vorteile der freien Wirtschaft genießen, ohne auch gewisse unerfreuliche Erscheinungen in den Kauf zu nehmen.

Weniger wäre mehr

BEI vielen außereuropäischen Völkern ist die Sitte des Gastgeschenkes üblich. Die Gastfreundschaft ist zwar außerordentlich groß, aber man erwartet, daß der Gast Geschenke mitbringt, die ungefähr den Aufwendungen des Gastgebers entsprechen.

Bei uns kennt man diese Sitte nicht, schon

deshalb nicht, weil ja die meisten Einladungen auf Gegenseitigkeit beruhen. «Chömeds bald cho yzie», sagt man auf dem Land scherhaft beim Weggehen.

Trotzdem ist es auch bei uns üblich, daß der Ingeladene der Hausfrau oder den Kindern ein Geschenklein mitbringt. Gegen diesen netten Brauch ist sicher nichts einzuwenden. In der letzten Zeit macht sich aber, vielleicht unter dem Einfluß der Hochkonjunktur, eine gewisse Entartung bemerkbar. Es werden nicht mehr ein paar Blumen aus dem Garten, ein Stoffeltüechli oder ein paar Bonbons für die Kinder mitgebracht, sondern die Gäste rücken mit Geschenken im Werte von fünf bis zehn Franken an. Das ist fehl am Platz. Solch teure Geschenke wirken peinlich. — Irgendwie bekommen sie den Charakter einer Bezahlung in natura. Außerdem verpflichten sie zu entsprechenden Gegengeschenken und es entsteht ein eigentlicher Teufelskreis.

Unsere Gastfreundschaft ist ohnehin schwerfällig genug. Warum also sie noch zusätzlich belasten?

Auch die hohen Trinkgelder an das Dienstpersonal gehören in diese Kategorie. Wo man in einem Haus regelmäßig verkehrt, sollte man nicht, wie in einer Wirtschaft, jedesmal ein Trinkgeld zurücklassen. Es ist bestimmt netter, der Haushalthilfe etwas Rechtes auf Weihnachten zu schenken.

Aber auch dort, wo man seltener Gast ist, sollte selbst bei einem üppigen Essen das Trinkgeld zwei Franken pro Person nicht übersteigen. Legt einer einen Fünfliber auf den Küchentisch, so getrauen sich die andern Ingeladenen häufig nicht, weniger zu geben. Bei sechs Personen macht das dreißig Franken, ein Betrag, der außerhalb jeder vernünftigen Proportion steht.

Da musste ich lachen

WENN ich vor dem Einschlafen die Zeitungen lese, schneide ich gelegentlich Nachrichten heraus, die mich als besonders interessant, merkwürdig oder lustig frappieren. Dabei stieß ich im November des letzten Jahres auf folgende

Notiz, die ich den Lesern des Schweizer Spiegels nicht vorenthalten will. Ein bizarres Beispiel für die deutschschweizerische Ordnungswut kann ich mir nicht vorstellen.

Schriftliche Anfrage wegen der Frage der Instandstellung von Denkmälern

Gemeinderat Ernst Diener hat am 1. September 1958 folgende Schriftliche Anfrage an den Stadtrat von Zürich eingereicht:

«Das Alfred Escher-Denkmal vor dem Hauptbahnhof und das Heinrich Pestalozzi-Denkmal am Linthescherplatz sind in einem schlechten Zustand. Über und über mit Grünspan beschmutzt, bieten sie wahrlich keine Augenweide mehr.

Ist der Stadtrat nicht der Auffassung, daß es im Hinblick auf die Tausende täglichen Besucher dem Ansehen der größten Schweizer Stadt zuträglich ist, wenn eine baldige reinigende Überholung der beiden imposanten Denkmäler veranlaßt wird?»

Der Stadtrat beantwortet die Anfrage wie folgt:

Seit Jahren wird in Zuschriften an den Stadtpräsidenten oder an das Bauamt II immer wieder angeregt, Bronze-Denkmäler zu reinigen, da sie mit Grünspan beschmutzt seien. Insbesondere trifft dies für das Alfred Escher-Denkmal beim Hauptbahnhof und das Heinrich Pestalozzi-Denkmal in der Linthescher-Anlage zu. Das Hochbauamt, dem die Pflege der Denkmäler obliegt, vertrat von jeher den Standpunkt, daß die natürliche Patina an diesen Bronze-Plastiken nicht entfernt werden sollte. Es steht mit dieser Auffassung nicht allein, werden doch in den Kunststädten Paris und Rom, aber auch in nordischen Städten wie Kopenhagen, Stockholm und Helsinki, gleichartige Bronze-Standbilder ebenfalls nicht periodisch gereinigt. Im Gegenteil gilt die Grünspanbildung als erwünscht. In Städten mit andern klimatischen Verhältnissen wird sie deshalb sogar künstlich erzeugt. Aus diesem Grunde besteht bei den städtischen Behörden auch weiterhin nicht die Absicht, die durch Witterungseinflüsse entstandene natürliche Patina zu entfernen. Hingegen werden die Denkmäler selbstverständlich, wenn nötig, von Schmutz gereinigt.